



Prof. Dr. Hans Stimmann

Rede

zur Feierstunde anlässlich des 220. Geburtstages von Peter Joseph Lenné am 29. September 2009

Anrede

Lenné, geboren 1789, lebte und arbeitete bis zu seinem Tode 1866 vor allem im aufgeklärten 19. Jahrhundert. Berlin und Potsdam waren zum Zeitpunkt seines Todes eine Residenzstadt von bescheidener Größe mit einem Leben ohne die Segnungen unserer Zeit: Autos, Flugzeuge, Telefon. Mit dem Bau der Bahnhöfe hatte zu dieser Zeit gerade mal das Eisenbahnzeitalter begonnen. Man bewegte sich also langsamer, vor allem in seiner Wohnumgebung, man kommunizierte im persönlichen Gespräch auf den Straßen und Plätzen, schrieb Briefe und die Architekten zeichneten ihre wunderschön kolorierten Pläne mit der Hand.

Diese Zeiten des 19. Jahrhunderts sind – manche sagen zum Glück – Vergangenheit. Wir wohnen, arbeiten und kommunizieren im 21. Jahrhundert anders.

Auch dem altmodischsten Betrachter ist klar: heute findet die Kommunikation, ob nun beruflich oder privat, digital statt. Mobiltelefon und (mobiles) Internet sind aus unserem Online-Alltag nicht mehr wegzudenken. Wann haben Sie zuletzt einen Brief mit der Hand geschrieben, wann und bei welchen Gelegenheiten benutzen Sie noch das gute „alte“ Telefon?

Wer Visitenkarten betrachtet, findet heute selbstverständlich nicht nur die Telefon- und Faxnummern, sondern auch, viel wichtiger, die Email-Adresse. In Berlin sind 70 % der Erwachsenen Internetbenutzer.

Diese Verschiebungen der Kommunikation, des Einkaufens, des Arbeitens, Lernens etc. ins Virtuelle, besonders der letzten 1½ Jahrzehnte hat Anfang der neunziger Jahre viele Stadttheoretiker dazu veranlasst, die traditionellen öffentlichen Räume der Stadt, also die Bürgersteige der Straßen, die Plätze, Promenaden und Parkanlagen, von denen in Berlin und Potsdam die bedeutendsten von Lenné entworfen wurden, für ein Auslaufmodell des 19. Jahrhunderts zu halten. Und nicht nur das, aus den zweifelsohne ablesbaren Tendenzen zur Individualisierung bei gleichzeitiger Beschleunigung des Lebens auf der Grundlage einer postindustriellen Struktur, wie sie sich exemplarisch in Berlin zeigt (hier leben 50 % in Ein-Personen-, d. h. Single-Haushalten), folgerten sie, dass die städtebauliche Form der „traditionellen europäischen Stadt“ als Ausdruck einer gesellschaftlichen Struktur vor allem des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, also die der großen Industrien endgültig überholt sei. Plätze und Parkanlagen taugten, so die These, bestenfalls als Denkmäler einer vergangenen Epoche. Dass dies so sei, lehre ein Blick auf die explodierenden Millionenstädte in Asien, Afrika, Mittel- und Südamerika: Shanghai, Kairo, Mexico, Rio.

„Der öffentliche Raum ist tot, weil die Stadt zu einem System untereinander verknüpfter Innenräume geworden ist“, behauptete der holländische Architekt Rem Koolhaas, einer der herausragenden Vertreter einer radikal veränderten Urbanitätsauffassung. An anderer Stelle äußerte er, *„die Straße ist residual geworden, ein rein organisatorisches Medium, bloßes Segment einer zusammenhängenden metropolitanen Fläche, auf der Relikte der Vergangenheit und die Einrichtung des Neuen einander unsicher belauern.“*

Koolhaas und mit ihm viele Architekten, Stadttheoretiker, aber auch Politiker glaubten, an die Stelle traditioneller und traditionell schöner Städte würden auch in Europa nach und nach riesige Shopping-Malls, Entertainmentcenter mit Autobahnanschluss und die neuen Drehscheiben der physischen Kommunikation, die Flughäfen, treten. Allenfalls hätten noch die Fernbahnhöfe in modernisierter Form, d. h. mit integriertem Shoppingcenter, eine Überlebenschance. Genau diese Knoten seien geeignet für eine Stadtbildung neuen Typs, das Shoppingcenter mit Gartencenter, Tankstelle, Restaurants, Freizeit- und Dienstleistungseinrichtungen auf der „grünen Wiese“ im räumlichen Kontakt mit einem Verkehrsknotenpunkt gleichsam als neue Stadtkrone. Die traditionelle Stadt – so die These – verwandele sich in einen Supermarkt, wird zur „Telepolis“ oder „Datatown“, um gängige Buchtitel zu zitieren.

In der sehr kontroversen Berliner Nachwende-Debatte über solche weltweit beobachteten aktuellen Stadtentwicklungen vermischten sich Argumente aus der unmittelbaren Nachkriegszeit. In diesen Jahren der physischen und geistigen Trümmerlandschaften nach 1945 propagierten Hans Scharoun und sein Gartenarchitekt Hermann Mattern das Konzept einer „offenen Stadtlandschaft“.

Mit diesem Leitbild wurde in den fünfziger Jahren der Kampf gegen die traditionelle „steinerne Stadt“ mit geschlossenen Baubeständen, Straßen, Plätzen und traditionell gestalteten Parkanlagen begründet. Das in Trümmern liegende Berlin wurde so zum zentralen Exerzierfeld für einen völligen Neubeginn ohne traditionelle Formen. Mit der von Hans Scharoun, dem ersten Berliner Stadtbaurat, und seinem Kollektiv (u. a. Hermann Mattern) geplanten sukzessiven Auflösung der kompakten Stadt zur offenen Stadtlandschaft wurde ein Prozess der Überwindung der Städtebautraditionen der Schinkel- und Lenné-Zeit eingeleitet, der Stadt und Natur versöhnen sollte.

Wie wir wissen, trog diese Hoffnung genauso wie das im sowjetisch besetzten Osten der Stadt propagierte Modell der sozialistischen Stadt mit einem Parteihochhaus anstelle des Schlosses und einem riesigen Aufmarschplatz, der den Lennéschen Lustgarten und den Schlossplatz zum Verschwinden brachten (beide Lenné).

Die in beiden Stadthälften betriebene Auflösung großer Teile der Berliner Innenstadt wurde über vier Jahrzehnte städtebaulicher und gesellschaftlicher Experimente vielfach zu einem niederdrückenden Alptraum unwirtlicher Orte. Zu Beginn der neunziger Jahre befand sich Berlin zwischen dem Strausberger Platz und dem Ernst-Reuter-Platz in einem Zustand, der weder mit dem Stadt- und Architekturbegriff des 19. Jahrhunderts, schon gar nicht mit mittelalterlichen oder barocken Vorstellungen, aber eben auch nicht mit dem Leitbild der sozialistischen Stadt bzw. einer organischen Stadtlandschaft aus fließenden Räumen in Verbindung zu bringen war.

Der Sieg des modernen Städtebaus produzierte soziale Kaltluftschneisen, Aufmarschplätze, halböffentliche Räume, Abstandsgrün an Schnellstraßen, Parkplätze, Stadtbrachen, manchmal auch Spontanvegetation und Feuchtbiootope, aber fast immer Erinnerungs- und Geschichtslosigkeit, wo eigentlich die Stadt neuen Typs im Park gewollt war. Dazu kamen die Folgen des Mauerbaus, denen u. a. der von Lenné gestaltete Pariser und Leipziger Platz zum Opfer fielen.

Vor dem Hintergrund dieser bitteren Erfahrungen wurde nach Fall der Mauer mit der Orientierung am Leitbild der traditionellen europäischen Stadt ausdrücklich die Gegenposition zu den

Stadtlandschaften der Nachkriegs-Moderne Grundlage für die Städtebau- und Architekturprojekte des Senats.

Diese Entscheidung, Geschichte und Zukunft zu versöhnen, musste logischerweise auch für die gartenarchitektonische Gestaltung der Straßen, Plätze, Promenaden und der öffentlichen Parkanlagen Konsequenzen haben. Schönheit wurde wieder ein Ziel von Gestaltung und die Rekonstruktion von Plätzen und Parkanlagen ein Mittel, um dieses zu erreichen.

Inzwischen sind die Nachwendeauseinandersetzungen mit den weltanschaulich hoch aufgeladenen Lagerkämpfen selbst Geschichte und das in den neunziger Jahren höchst umstrittene Leitbild der europäischen Stadt und die damit verbundene Renaissance des Städtischen ist mittlerweile quasi regierungsoffizielle Vorgabe für die bundesrepublikanische Städtebaupolitik geworden. So eröffnete der Bundesminister für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung, Wolfgang Tiefensee, den deutschen Beitrag auf der Architekturbiennale in Venedig 2006 mit den Worten *„Unser Leitbild ist das Modell der europäischen Stadt – geschichtsbewusst, umweltschonend vielgestaltig, mit attraktiven öffentlichen Räumen...“*

Ähnlich wie bei der Architektur bot Berlin mit diesem Leitbild nach 1989 auch den Garten- und Landschaftsarchitekten ein breites Betätigungsfeld, sich mit der traditionellen Theorie gartenarchitektonischer Positionen, wie sie z.B. Lenné vertrat, auseinanderzusetzen. Die inzwischen zahlreich entstandenen neuen Parkanlagen, Plätze und Promenaden sind ein Dokument dieser Renaissance traditioneller Gartenkunst, wie sie von Lenné und seinen Schülern (u. a. Gustav Meyer, Erwin Barth) im 19. und frühen 20. Jahrhundert entwickelt worden sind.

Fazit:

Wer heute über Berlin nachdenkt und immer noch über den in den Anfang der neunziger Jahre prognostizierten Bedeutungsverlust öffentlicher Räume räsoniert, muss lange nicht in der Stadt gewesen sein. Die vorhandenen und neu entstandenen öffentlichen Parkanlagen und Plätze haben im Alltag der Stadt gerade bei Menschen der Computergeneration eine Bedeutung erlangt, die wohl auch die größten Optimisten traditioneller europäischer Stadtstrukturen nicht erwarten hätten.

Die Wiederentdeckung des öffentlichen Raumes als Bühne großstädtischen Lebens geschieht jedoch nicht etwa nur in Form einer Wiederbelebung bürgerlicher Verhaltensweisen, zum Beispiel des Flanieren, des Sehens und Gesehenwerdens, sondern sind durchaus auch zeitgeistige, manchmal eigenwillige Verhaltensmuster einer radikal individualisierten und digital kommunizierenden jungen Großstadtgesellschaft. Neu ist, dass zunehmend privateste Angelegenheiten wie das mobile Telefonieren, das Arbeiten am Laptop zu öffentlichen Angelegenheiten geworden sind. Das Schlagwort der Zeit heißt „always on“. Neu ist dabei auch die Inanspruchnahme der Straßen, Plätze, Promenaden und Parkanlagen beim „Public-Viewing“.

Ganz offensichtlich suchen die individualisierten, digital vernetzten jungen Stadtbürger das öffentliche Gemeinschaftserlebnis gerade bei solchen Tätigkeiten, die eigentlich bereits perfekt im privaten Raum organisiert sind. Dazu gehört vor allem die Übertragung von Großsportereignissen, Rock- und Klassikkonzerten, politischen Großveranstaltungen etc. Mit seinen großzügig dimensionierten Boulevards, Plätzen und mit den neu angelegten bzw. rekonstruierten Parkanlagen, Plätzen und Promenaden war Berlin auf diesen „Public-Viewing-Überfall“ hervorragend vorbereitet.

Die große Ost-West-Achse der Straße des 17. Juni, der Boulevard Unter den Linden, der Bebel Platz und Pariser Platz, die neuen Plätze im Parlaments- und Regierungsviertel, insbesondere der Platz der Republik, die Promenaden am Rand des Tiergarten und entlang der Spree, der nach Lennés Planungen von 1833-1839 wieder sorgfältig rekonstruierte Tiergar-

ten, aber auch die neu gestalteten Plätze in der Berliner Innenstadt wie der Alexander-, der Potsdamer- oder der rekonstruierte Pariser Platz und der Gendarmenmarkt wurden zu Orten einer neuen Form von Öffentlichkeit.

Diese Renaissance von Parkanlagen und Plätzen hat viel Stadt- und Architekturtheoretiker überrascht. Spiegeln doch traditionell gestaltete Parkanlagen, Plätze und Promenaden längst überwunden geglaubte Gesellschaftsordnungen des 19. Jahrhunderts wider. Darüber hinaus sind sie Produkte gartenarchitektonischer Schönheitsvorstellungen und damit natürlich auch ästhetischen Moden der Pflanzenwahl ihrer Zeit.

Die Ursachen für diese Renaissance sind komplex. Trotz der unvergleichlichen Beschleunigung des Lebens durch die gestiegene Mobilität, Virtualisierung und Globalisierung scheint es eine Art von archaischem Bedürfnis auch der Menschen des 21. Jahrhunderts nach schönen Außenräumen zu geben.

Trotz hochauflösender Flachbildschirm-Paradiese, der zunehmenden Normalität des mobilen Internets oder gerade deswegen, behalten ein Park mit großen alten Bäumen, ein Platz mit einem Brunnen, blühende Sträucher und Pflanzen im Licht der Tages- und Jahreszeiten ihre Funktion als Bedeutungsträger europäischer Stadtkultur. Sie sind unverwechselbare buchstäblich gewachsene Originale im globalen Meer der Reproduzierbarkeit und Reizüberflutung. Gerade in einer Zeit, die an der neu gebauten Architektur meistens ihre modischen wie oberflächlichen Kratzer hinterlässt, leisten Gärten, Parkanlagen und Plätze, was von jeher ihren Reiz ausmachte, nämlich Orte des Anderen, der Entschleunigung, der Kontemplation, der eindringlichen Bilder und der persönlichen Begegnung zu sein.

Sind auch die Grundansprüche an die Benutzung eines Parks oder einer Promenade geblieben, verweisen doch die Gestaltung, die Wahl der Pflanzen und ihre Anordnung, die Art und Form der Pflasterungen, die Technik und Art der Beleuchtung, die Möblierung etc. auf ihre Entstehungszeit am Beginn des neuen Jahrhunderts. Ausreichend Spielraum also für junge Gärtner und Gartenarchitekten.

Dabei haben es Gartenarchitekten eigentlich vergleichsweise schwer, da die Gartenkunst im engeren Sinne kein messbares Nutzungsprogramm kennt. Sie unterscheidet sich darin von der Baukunst, die in aller Regel zunächst präzise Nutzerprogramme und technische Anforderungen erfüllen muss, um dann daraus ein Projekt mit einem baukünstlerischen Mehrwert zu erarbeiten. Die Gartenkunst erfüllt mit ihren Arbeiten für Parkanlagen aber nicht die Wünsche eines einzelnen Bauherren, sondern macht einer Öffentlichkeit Angebote zum Flanieren, Joggen, Träumen, Reflektieren, Ausruhen, Spielen und diversen rasch wechselnden Freizeitaktivitäten.

Diese Pluralität der potenziellen Nutzungen und individuellen Erwartungen verlangt dennoch nicht nach bloßer Funktionserfüllung, sondern nach einer gartenarchitektonischen Gestaltung, die dem Anspruch nach zeitloser Schönheit gerecht wird. Nur ein Park, ein Platz oder eine Promenade, die diesen Anspruch einlösen, vermögen die unendliche Komplexität der Nutzeransprüche glaubhaft zu reduzieren und gleichzeitig kultivierte städtische Verhaltensweisen zu stimulieren. Ein Musterbeispiel dafür ist der rekonstruierte Victoria-Luise-Platz vor meiner Haustür in Schöneberg. Beliebt bei Jung und Alt.

Die Tatsache, dass solche gartendenkmalpflegerischen Rekonstruktionen, vor allem die Lennéschen Entwürfe, eine so große Rolle spielen, bedarf einer Klärung.

Wie erwähnt, war die Landschaftsplanung der Nachkriegsjahrzehnte durch eine vollständige Abkehr von historischen Vorbildern und den Abriss wertvoller gartenarchitektonischer Anlagen gekennzeichnet. Besonders eindringlich veranschaulichten diese Haltung die Entwürfe für die Neugestaltung des Tiergartens. Die radikal mit allem Vorhandenen brechenden Entwürfe

(ab 1950 von Willy Alverdes) verstanden sich als Gegenentwurf zu den strengen Raumbildern Lennés. Es ging um einen bewussten, politisch und architektonisch begründeten Bruch mit der buchstäblich gewachsenen Gartenkunst, wie sie nach Plänen Peter Joseph Lennés in den Jahren 1833 bis 1840 angelegt worden war. Die Ignoranz gegenüber dem gartenkünstlerischen Erbe hatte System und führte an vielen Stellen außerhalb des Tiergartens zur allmählichen Verwahrlosung und Überformung mit Spontanvegetation. (Nichts gedeiht ohne Pflege!)

Die Wende kam Mitte der siebziger Jahre, 1978 wurde in Berlin das Amt für Gartendenkmalpflege eingerichtet.

Seitdem entstanden daher zur Freude der Stadtbewohner und -besucher zahlreiche Plätze und Parkanlagen als Rekonstruktionen. Es handelt sich dabei um den von Lenné entworfenen Schinkelplatz auf dem Friedrichswerder vor der Bauakademie, das Forum Fridericianum mit dem Bebel- (vormaligen Opern-) Platz, den Hausvogteiplatz sowie um Rekonstruktionen im auf Lenné zurückgehenden östlichen Teil des Tiergartens mit dem Rosengarten, der Luiseninsel und dem Floraplatz. Dieser durch die „Entlastungsstraße“ abgeschnittene Teil des Tiergartens im Schatten der Mauer war nach dem Zweiten Weltkrieg im Stil einer offenen Parklandschaft überformt worden. Nun werden die auf Lenné zurückgehenden historischen Wege- und Sichtbeziehungen wieder rekonstruiert. Heute bietet sich dem Parkbesucher hier ein anschauliches, lehrreiches und schönes Bild einer 1840 angelegten Parkanlage, die Lenné als großen Künstler seines Faches zeigt.

In einer Zeit des digitalen Lebens erscheint die Vorstellung vom allmählichen, natürlichen Anwachsen und des Wuchses von Bäumen und Sträuchern über mindestens zehn Jahre, die es braucht, bis die gedachte räumliche Schönheit eines Entwurfs allmählich erlebbar wird, geradezu anachronistisch. Die von der Natur nicht zu erfüllende Erwartung sofortiger räumlicher Inszenierung produziert beim digital verwöhnten Publikum oft Enttäuschung. Dabei ist das Phänomen nicht neu. Auch Lenné hat sich damit auseinandergesetzt und behalf sich mit „Vorpflanzungen“ aus Sträuchern und kleinen Gehölzen, die nach dem Heranwachsen der raumbildenden Bäume wieder verschwanden.

Was für die notwendigen Jahre des Wachsens gilt, trifft auch für die Jahreszeiten zu. Diesem Thema der großen Gefühle für Dichter, Maler und neuerdings Fotografen widmete Lenné einen großen Teil seiner Anstrengungen.

Hier zeigte sich seine Kunst, Bilder mit Pflanzen zu malen: von der minimalistischen Abstraktheit winterlicher Gartenszenen über den ekstatischen Frühling und das satte schattenspendende Sommerkleid bis zum herbstlichen Farbenrausch an Bäumen und Pflanzen, deren Blattwerk schließlich, vom Herbstwind dekorativ auf dem Boden arrangiert, ein letztes Mal leuchtet.

Wer einen Eindruck von diesem essenziellen Teil der Gartenarchitektur bekommen will, muss sich mehrfach vor Ort begeben, online ist das nicht zu haben. Tut er es nicht, verpasst er zum Beispiel den leuchtend blauen Farbteppich am Lenné-Dreieck am Rande des Tiergartens, der sich dort im Frühling für kurze Zeit über die gepflegten Rasenflächen legt.

Die Zeit der langsamen und poetischen Stadtbilder ist nach der Eroberung der Städte durch die Automobilität und die Werbung im 20. Jahrhundert und mit dem Eintritt in die virtuelle Informationsgesellschaft gefährdet. Der permanente Beschuss mit schnellsten digital erzeugten Bildströmen hat vielfach zu einer Erosion des menschlichen Wahrnehmungsvermögens und zum Verlust der intensiven Wahrnehmungsfähigkeit städtischer Parkanlagen und Gärten mit ihrer Vielfalt von Pflanzen, den oft rauschhaften Farben und dem Material der Wege geführt.

Es gibt, wie eingangs erwähnt, Stadttheoretiker, die aus diesen Tendenzen das Ende der auf traditionelle Wahrnehmung angelegten europäischen Architektur der Stadt vorhersagen. Ich halte nichts von dieser These. Die Räume der Stadt – und erst recht die gartenarchitektonisch bearbeiteten – begeben sich nicht in Konkurrenz zu virtuellen Bildwelten, vielmehr leisten sie ihren besonderen Beitrag zur Entschleunigung unserer Wahrnehmung. Gartenkunst in diesem Sinne erfordert höchstes gestalterisches Können, um die sinnlichen und ästhetischen Potentiale des intensiven langsamen Betrachtens und Genießens einer schönen Parkanlage auszuschöpfen.

Dem vor 220 Jahren geborenen Namensgeber Ihrer Schule ist dieses Können nicht in den Schoß gefallen. Er war neugierig, ist in Europa herumgereist, um durch eigene Anschauung und Tätigkeit vor Ort sein Wissen zu vertiefen.

Berlin und Potsdam erfreuen sich auch im 21. Jahrhundert an den Produkten seines gärtnerischen Könnens. Wir stehen auf seinen Schultern. Mit seinen Arbeiten bleibt er unser aller Vorbild.

Mit freundlicher Genehmigung durch Prof. Dr. Hans Stimmann

Peter-Lenné-Schule
OSZ Agrarwirtschaft Berlin
Hartmannsweilerweg 29
14163 Berlin

www.peter-lenne-schule.de